Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 69 (1951)
Heft: 21

Artikel: Baugesinnung in Oesterreich
Autor: Fehlinger, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-58866

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bild 1. Detail der Gruppe Sitzmöbel aus der Sonderschau «Form und Farbe» des SWB an der Mustermesse Basel 1951.
Architekt A. ALTHERR, Zürich.
Alle Photos Atelier Eidenbenz, Basel

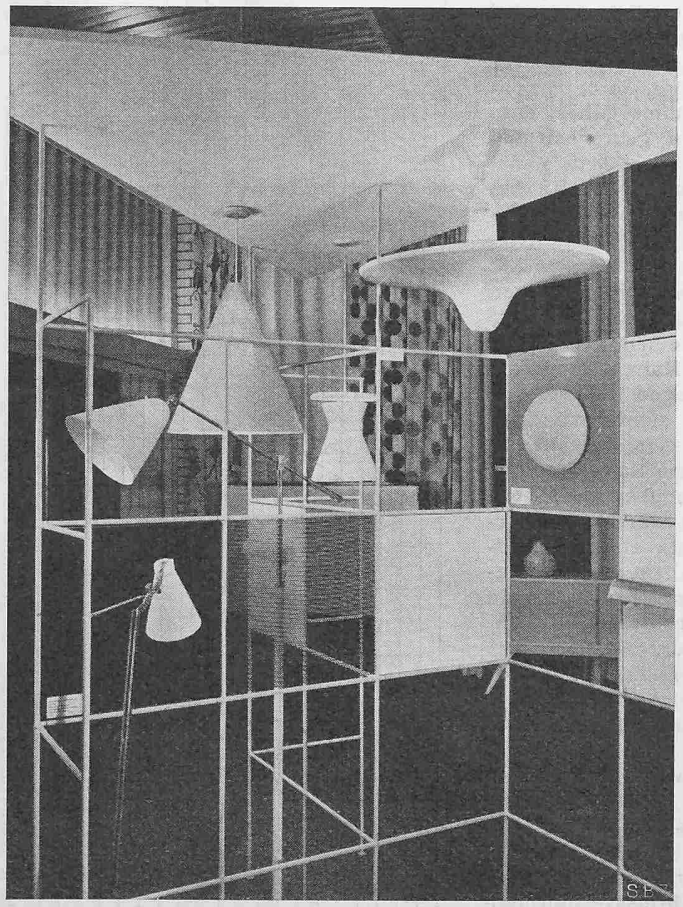


Bild 2. Der «Beleuchtungspavillon» (vgl. Bild 3) mit formguten Beleuchtungskörpern

wegen voraussichtlich nur an ausgeführten Leitungen möglich sein.

Wir hoffen jedoch mit diesem Teilergebnis wenigstens erreicht zu haben, dass in der Praxis unnötige Komplikationen und unzweckmässige Einlaufkonen in Zukunft vermieden werden.

„Form und Farbe", Sonderschau des Schweiz. Werkbundes an der Mustermesse Basel 1951

DK 061.4 : 745(494)

Der SWB zeigte an der Schweiz. Mustermesse Basel 1951 im Pavillon «Form und Farbe» eine Auswahl formguter Produkte. Das Zustandekommen dieser Ausstellung ist der verständnisvollen Unterstützung des Eidg. Departements des Innern und der Direktion der Schweiz. Mustermesse zu verdanken. In einer Gegenüberstellung wurde einleitend die Entwicklung auf dem Gebiet der Technik (Rösslitram 1900, Telephon 1900), der Architektur und der Einrichtung in den letzten 50 Jahren dargestellt. Tram und Telephon haben sich, wie die meisten Schöpfungen der Ingenieure, von der künstlerisch-spielerischen zur reinen Zweckform logisch entwickelt. Anhand moderner Bauten wurden parallele Bestrebungen auf dem Gebiet der Architektur gezeigt und für zeitgemässes Wohnen mit Fauteuils, Tisch, Radio und Beleuchtungskörper geworben.

Eine folgende Gruppe betonte die Schönheit der funktionellen Form des Sportgeräts, welches jedem Laien erfassbar ist, und leitete über zur praktischen Form der Büroeinrichtung und des Haushalts. In einer Koje des Pavillons waren ein Literaturtisch, Schmuck, Keramik und Porzellan zusammengefasst — die schönen Hand- und Industrie-Erzeugnisse, welche der Wohnung die persönliche Note verleihen. Bezüglich Möblierungsfragen und Geschirr wurde darauf hingewiesen, dass die sogenannte «komplette Aussteuer» und das «komplette Service» tot sind — denn es fehlt der lebendige Impuls zur Vervollständigung und laufenden Bereicherung des Hausrats, und damit auch der Kontakt mit Formschöpfungen der Gegenwart.

In einer Reihe von Sitz-, Ruhe- und Liegemöbeln wurden neuere und bereits bekannte gute Modelle ausgestellt — handwerkliche Einzelmodelle und gute Serienstücke. Die Herstellungsart des heutigen Mobiliars mit neuesten Holzbearbeitungsmaschinen und die Kunstharzverleimungen erlauben Formgebungen, die von den üblichen handwerklichen abweichen. Eine Schau von zahlreichen Dekorationsstoffen, ergänzt mit verschiedenen Teppich- und Tapetenmustern, regte an zur individuellen Bereicherung der heutigen Wohnungseinrichtung.

Mit einer Anzahl moderner Beleuchtungskörper versuchte man zu zeigen, dass wir vor allem Lichtspender benötigen und gerne auf den üblichen Schmuck an der Decke verzichten. Diese Auswahlschau formguter Produkte vermittelte einen guten Ueberblick über zweckmässige und schöne Neuschöpfungen. Gerade im Rahmen der Mustermesse ist darauf hinzuweisen, dass die Schweizer Produktion nicht nur technische Qualitäten aufweist, soedern dass die Formqualität eine ebenso grosse Rolle spielt.

Der Pavillon war aus leichter Stahlkonstruktion, System Metallbau Koller, erstellt, die Längswände aus Well-Eternit, Giebelwände in Sichtmauerwerk mit Hunziker-Rohbau-Kalksandstein, die Bedachung mit 10 m langen Well-Aluman-Blechen, Bodenbelag Linoleum Giubiasco mit 5 mm Hart-Pavatex-Platten-Unterlagboden auf Holzkonstruktion . Der Aufbau der Ausstellung und des Pavillons war Architekt Alfred Altherr anvertraut. Für die graphische Gestaltung wirkten C. Piatti, Graphiker SWB und A. Hofmann, Graphiker SWB, mit. (Die Ausstellung wird von Mitte Juni bis Mitte Juli 1951 im Gewerbemuseum in Winterthur gezeigt werden. Die Red.) A. A.

Baugesinnung in Oesterreich

DK 72(436)

Wegen der weitgehenden Ausschaltung des privaten Wohnungsbaues und der unzureichenden Bautätigkeit der öffentlichen Hand herrscht in Oesterreich noch grosse Wohnungsnot. Sofern für Neubauten in Städten Mittel verfügbar sind, werden hauptsächlich Kleinhäuser an den Stadträndern erstellt, die oft verkehrsmässig ungünstig gelegen sind. Im Stadtinneren aber verfallen die alten Häuser, da man schon

längst für dringende Instandhaltungsarbeiten kein Geld hat.

Die Erneuerung der Stadtkerne wird ausserdem durch mancherlei behördliche Vorschriften gehemmt oder verhindert, die nicht überall gleich und mancherorts besonders streng sind. Das gilt beispielsweise von Salzburg, wo die Sanierung der Altstadt dringend geboten wäre, sowohl zur Vermeidung von Verkehrsstockungen und Unfällen, wie im gesundheitlichen Interesse der Bevölkerung. Doch ist keine Aussicht, dass es in absehbarer Zeit dazu kommen wird. Jetzt eben steht dieses Problem wieder zur Debatte, und wie schon bei früheren Gelegenheiten werden widersprechende Auffassungen geltend gemacht. Als Befürworter der Modernisierung treten namentlich junge Architekten auf, während sich andere Kreise einem Wandel des Stadtbildes kräftig widersetzen.

Wenn nun in der Altstadt jemand ein modernes Haus bauen will, so kommt das Bauamt und sagt dem Erstaunten, er habe den Paragraphen soundso des Baugesetzes übertreten. Das Denkmalamt sagt ihm, er habe bei der Gestaltung der Pläne nicht berücksichtigt, dass daneben ein Haus steht, das im Jahre 1550 gebaut wurde. Das Haus aus dem 20. Jahrhundert müsse ebenfalls so aussehen wie das von 1550.

Damit sollen die Architekten zu Konservatoren und Denkmalpflegern gemacht werden, und es wird vergessen, dass eine Stadt gewissermassen ein lebendiger, sich stets weiter entwickelnder Organismus ist, aber kein Museum. Unbestritten ist, dass wertvolle alte Bauten zu schützen und zu erhalten sind, aber es ist völlig falsch, zu verlangen, dass Neubauten aussehen wie solche, deren Entstehungszeit einige Jahrhunderte zurückliegt. Das ist nicht nur die Ansicht eines grossen Teils der Architekten. Auf der kürzlich in Wien abgehaltenen Tagung des Internationalen Kongresses für Neues Bauen vertrat einer der namhaftesten Salzburger Kunsthistoriker, Dr. Gustav Glück, ähnliche Gedankengänge. Da und dort beginnt sich die Ausweglosigkeit der Art von Bauen, wie sie heute in Oesterreich meist üblich ist, schon abzuzeichnen. Man denke nur an den Zwiespalt vieler neuerer Bauten. Hinter schmiedeisernen Gittern und Konglomeratfassaden von mittelalterlicher Mächtigkeit verbirgt man Klimaanlagen und Schnellifts. Die ganze Verlogenheit solcher Baugestaltung tritt hier deutlich zutage.

Oesterreich geniesst den zweifelhaften Ruf, das Land mit der rückständigsten Baugesinnung zu sein. Länder wie die Schweiz oder Italien, die auf eine ebenso lange und reiche Tradition zurückblicken, könnten uns ein Beispiel sein. Sie zeigen nämlich, wie leicht es möglich ist, neben Altem Neues hinzu-

Bild 3. Links die Schmuck- und Keramikkoje, im Hintergrund der «Beleuchtungspavillon» und Textilien, rechts formgute Sitz- und Ruhemöbel, Haushaltgerät

Bild 4. Aussenansicht: Stirnwand in Hunziker-Kalksandstein, Längswand in Well-Eternit. Leichtstahl-Konstruktion System Metallbau Koller, Bedachung 10 m lange Well-Aluman-Tafeln

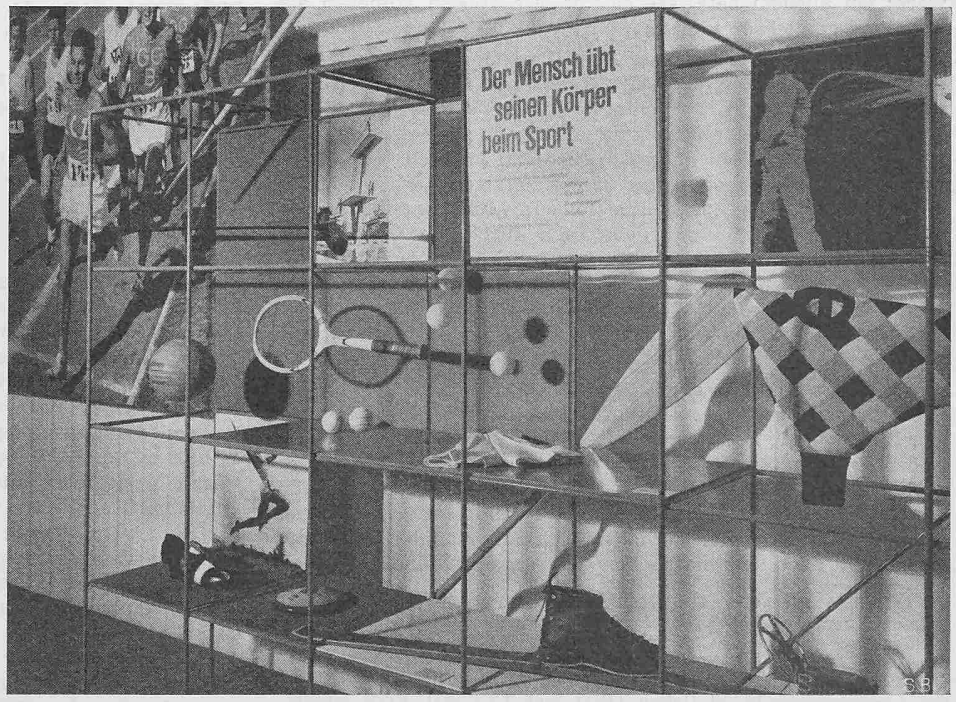
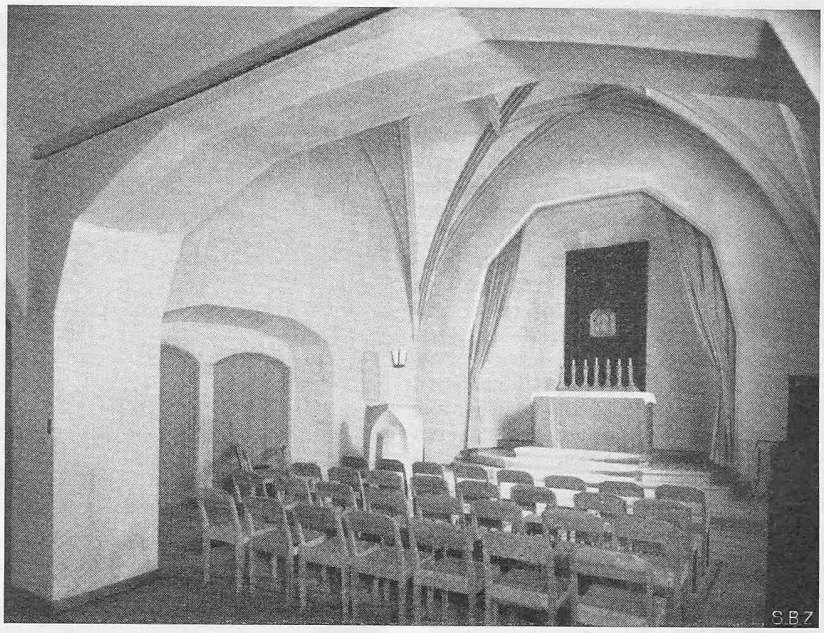


Bild 5. Funktionelle Form beim Sport

stellen und wie glücklich, jugendlich erfrischend sich ein solch organisches Wachstum auf das Stadtbild auswirkt. Denn diese modernen Bauten sind ein ebenso ehrliches Bekenntnis zum Geiste der Zeit, wie es die barocke Kirche oder das Bürgerhaus der Renaissance ist. Ehrliches verträgt sich immer mit Ehrlichem, wenn auch die Gestaltung eine andere ist. Die Zeit wird kommen, da man in Oesterreich versuchen muss, den Anschluss an das Architekturgeschehen anderer Kulturstaaten wieder herzustellen. Diesen Anschluss zu finden ist eine dringende Aufgabe. H. Fehlinger, Salzburg



Raum der Christengemeinschaft in Zürich, Untere Zäune 19, überwölbt im 15. Jahrhundert, zu seinem heutigen Zweck ausgebaut durch Prof. E. Fiechter im Jahre 1940

Ernst Fiechter

DK 92

Ein Mensch und ein Schicksal werden uns in einem kleinen Büchlein[1]) nahegebracht, die es verdienen, dass besonders wir Schweizer uns darein vertiefen. Denn Ernst Fiechter, der 1875 geborene Basler, ist zwar 1937 in die Schweiz zurückgekehrt, in dem er seine Stellung als Professor an der Stuttgarter Technischen Hochschule aufgab, aber in den Fachkreisen seiner Heimat hat er nicht mehr Wurzel geschlagen. 1948 ist er in St. Gallen gestorben. Damals hat Peter Meyer hier vor allem seiner fachlichen Leistungen gedacht (SBZ 1948, Nr. 27, S. 383*); unser heutiger Blick in die genannte Biographie möchte nun auch den Menschen Fiechter nochmals in Erinnerung rufen.

Köstlich ist die Schilderung der frühen Jugend im Hause am Totentanz in Basel, wo der Vater als praktischer Arzt tätig war und die Mutter den Kindern die Freude an der Kunst, vor allem an der Musik, fürs Leben mitgab. Schon die Berufswahl brachte für den ältesten Sohn Ernst eine jener Entscheidungen, vor die er später so oft gestellt wurde, und die jeweils so nachhaltig seinen weiteren Lebenslauf bestimmten: er hätte Lehrer oder Theologe werden mögen, doch drängten die Verhältnisse (der Vater starb schon 1887) zu einem praktischen Beruf. Da seiner Mutter Bruder, E. Jung, in Winterthur ein Architekturbureau führte, wurde diese Laufbahn für Ernst besprochen. Die innere Stimme gebot ihm, sich zu fügen, er gehorchte und sein Studienerfolg bestätigte aufs schönste die Richtigkeit der Wahl. Seine Studienjahre in München (1895—1900) waren zugleich Zeiten des Kunstgenusses, froher Ferienfahrten und bildender Freundschaften mit Altersgenossen und älteren, so mit Prof. A. Thiersch und mit K. Th. Meyer-Basel (dem Vater von Peter Meyer). Und, obwohl wir nirgends etwas davon lesen, dass im Elternhaus eine betonte Religiosität gepflegt worden wäre: bei alledem betätigte sich E. Fiechter in München als Sonntagsschullehrer und im CVJM.

1900, bereits als Assistent, erhält er den Auftrag, zu Ausgrabungen nach Aegypten zu fahren, und im nächsten Jahr wird er von Prof. A. Furtwängler (dem Vater des Musikers W. F.), der damals auf Aegina arbeitete, zu Ausgrabungen und Rekonstruktionen nach Griechenland gerufen. Da Fiechter jedoch diese Arbeiten nur in verlängerten Ferienmonaten ausführt und seine Assistentenstelle in München ihm immer mehr Arbeit bringt, vor allem auch durch die Ausführung von Bauaufträgen, entsteht in seinem Innern jedesmal ein harter Kampf um den richtigen Entschluss. 1906 wird er in München Privatdozent für Baugeschichte, 1904 war er zweimal und 1907 ist er nochmals in Griechenland, 1908 verheiratet er sich mit Frl. Paula Zollikofer aus St. Gallen.

1911, schon mit zwei Kindern gesegnet, erhält Ernst Fiechter gleichzeitig zwei Berufungen: als Professor für Baugeschichte und Bauformenlehre nach Stuttgart und nach Athen ins deutsche archäologische Institut. Er folgt der ersten, nicht leichten Herzens, und nicht wissend, was für einen Wendepunkt Stuttgart für die Familie bedeuten würde. «Zuerst erschienen die Verhältnisse klein: manches war enttäuschend nach der herrlichen Kunststadt München. Doch dann wurde alles immer mehr beglückend, so dass ich 1918 die Rückberufung nach München ablehnte. Stuttgart wurde zur neuen Heimat (wenn auch die Sehnsucht, in die Schweiz berufen zu werden, hie und da heraufschlug). Die Grösse, die wir von München her gewohnt waren, wurde hier durch Treue ersetzt; die Freudenlaute durch stille Hilfsbereitschaft gütiger Schwaben.» Fiechter hat sich tatsächlich in Stuttgart, wo er 1919—1936 auch Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege war und in dieser Stellung zahlreiche Arbeiten leitete, sehr gut eingelebt. Wenn es auch äusserlich aussieht, als ob ihn die reine Archäologie zur glanzvolleren Laufbahn geführt hätte, so hat doch seine Dozententätigkeit an inneren Werten mehr als den Ausgleich für diesen Verlust geschaffen. Aus der Biographie vernehmen wir, wie viel er durch die vertrauende Güte, durch das immer wache, nie repetierende Vortragen des Stoffes seinen Studenten geben konnte.

Kaum waren die Stürme des Krieges verweht, so trat jenes innere Ereignis an Ernst Fiechter heran, das noch stärker an seinem Leben rüttelte und den Anfang einer noch tieferen Umstellung bedeutete, als sie seine bisherigen Entschlüsse von ihm verlangt hatten: er lernte Rudolf Steiner und seinen Kreis kennen, insbesondere F. Rittelmeyer, den Begründer der Christengemeinschaft innerhalb der anthroposophischen Gemeinde. «Was seine Vorträge offenbarten, wurde aufgesogen wie der Regen von trockenem Boden.» Die im gleichen Geist geleitete Schule, der Fiechter seine Kinder anvertraute, war das Band, das ihn 1923 in Stuttgart hielt, als die früher sehr ersehnte Berufung an die ETH bei ihm eintraf. Zugleich bekräftigte die Ablehnung des Rufes nach Zürich Fiechters Entschluss, «alles zu tun, was in meinen Kräften steht, um der Anthroposophie zu helfen.» Rascher als er wohl dachte, sollte ihn dies in Konflikt mit der Fachwelt bringen: in der Diskussion um den Neubau des Goetheanums in Dornach setzte er sich vehement für Steiners Projekt ein. Dass Fiechter, der sich so intensiv mit Tempeln und Theatern des klassischen Griechenland befasst, der manche Kirche Schwabens restauriert hatte, dieser Bauaufgabe gegenüber eine so revolutionäre Stellung einnahm, das wurde nicht verstanden. Man kann denn auch heute seinen Argumenten, die er hier in Bd. 85, S. 88* (14. Febr. 1925) darlegte, noch nicht folgen, wenn man Peter Meyers Antwort (Bd. 85, S. 89) dagegen hält; aber man versteht ohne weiteres, dass der Mensch Fiechter keine andere Haltung einnehmen konnte, da er einmal von der Anthroposophie erfüllt war: in der Glut des Glaubens an das kommende Neue, für das der Tempelbau ein Gefäss sein sollte, schmolz für ihn die Verbindlichkeit der antiken Formenwelt wie im Tiegel dahin, und Fiechter glaubte, dass in Dornach der neue, dem Beton gemässe Stil geboren werde. Damit hatte er für Dornach Wesentliches erkämpft, zugleich aber das Band mit der Hochschule zu lockern be-

[1]) **Ernst Fiechter.** Der Künstler, der Forscher, der Mensch. Erinnerungen, Briefe, Tagebücher, letzte Aufzeichnungen, verbunden und ergänzt von seiner Tochter Sophia Charlotte Fiechter. 96 S. mit 3 Abb. Stuttgart 1950, Verlag Urachhaus. Preis geb. 4 DM. In der Schweiz zu beziehen bei der Verfasserin, Dr. L. Fiechter, Lessingstrasse 10, St. Gallen (Postcheck IX 13583). Preis einschl. WUST Fr. 4.80.